



Daniela Krien
*Die Liebe
im Ernstfall*

Roman · Diogenes

Konsequenz war gewachsen. Aufträge, die seinen Ansprüchen zuwiderliefen, nahm er nicht mehr an. Verächtlich sprach er über die Kollegen. Ihre Argumente interessierten ihn nicht. Er wollte nichts hören von ihren Kindern und Frauen und materiellen Bedürfnissen, die erfüllt werden müssten.

Das Architekturbüro *Brinkmann & Krohn* brach auseinander. Das Namensschild wurde ausgewechselt, der Name *Krohn* aus dem Geschäftspapier getilgt.

Anfangs hatte Paula seine Nähe gesucht, ihren Kopf in seinen Schoß gelegt und Ruhe dort gefunden. Doch Ludger erwiderte ihre Berührungen nicht. Steif ließ er es geschehen, und fortan hielt sie Abstand.

Der Fröhlichkeit von Leni stand sie stumm und hilflos gegenüber. Sie spiegelte kein Lächeln ihres Kindes, keine Freude in seinen Augen.

Wenn der Schmerz kam, war er wild. Manchmal klang {44} ihr Weinen kaum mehr menschlich. Die Töne, die aus ihr herausbrachen, erschreckten sie, und in den Gesichtern ihres Mannes und ihres Kindes stand die Angst.

Jeden Morgen erwachte sie und war entsetzt. Jeden Morgen wünschte sie, es wäre Abend – der Tag vorüber, die Schlaftablette eingenommen, der schwere Vorhang zugezogen. Sie wollte nicht sterben, aber leben konnte sie nicht. Sie wollte vergessen, doch das war unmöglich. Und als Ludger den Satz sagte, der ihre Ehe beendete, wunderte sie sich, dass das Schwarz, das sie umgab, noch nicht das dunkelste gewesen war.

Du hast Johanna auf dem Gewissen, sagte er eines Tages. Er stand in der Küche im Türrahmen, sprach die Worte, drehte sich um und ging hinaus.

Eine Zeitlang liegen sie still nebeneinander.

Ich habe Glück, sagt Wenzel, *ich habe dich erst jetzt getroffen*.

Sie greift nach seiner Hand und legt sie sich auf den Bauch.

Später ziehen sie sich an und gehen in die Küche.

Er putzt Gemüse, sie legt ihm das Messer bereit, sie wäscht das Fleisch und tupft es trocken, er schneidet es in Streifen. Er deckt den Tisch, während sie das Fleisch brät und das Gemüse dünstet. Sie kommen sich nicht in die Quere. Wenn er an ihr vorbeigeht, streift seine Hand ihren Arm.

{45} Sie essen.

Sie trinken Wein und Wasser.

Sie räumen das Geschirr in die Spülmaschine.

Sie trinken Kaffee.

Sie liegen auf dem Sofa und lesen.

Sie legen die Bücher beiseite.

Noch drei Stunden, bis Leni wiederkommt –

Die Kleider sind rasch ausgezogen, seine Hände gleiten über ihr Haar, ihren Hals,

ihren Rücken abwärts. Immer will er alles sehen. Immer lässt er sich Zeit.

Ihr Körper reagiert sofort auf die Berührung seiner Hände, seiner Lippen, seiner Zunge. Sie hat keine Angst, ihre Wünsche auszusprechen.

Siebzehn Monate nach Johannas Tod und nur wenige Wochen nach der Scheidung fuhr Ludger nach Kopenhagen. Er kam bei Bekannten unter. Die Auszeit sollte Klärung bringen, eine Neuorientierung. Aus den geplanten sechs Wochen wurden zwei Jahre.

Er verpasste Lenis sechsten und siebenten Geburtstag, ihren Sturz von einem Baum, bei dem sie sich den rechten Arm brach, ihren Schuleintritt, ihre ersten in Schreifschrift geschriebenen Worte *Mama ich hap dich lieb*, eine Menge verlorener und neugewachsener Zähne, ihren ersten Galopp auf Judiths Pferd.

Etwa einmal pro Woche meldete er sich, um mit Leni zu sprechen. Die Telefonate endeten nach wenigen Minuten. Außer *Ja*, *Nein* und *Gut* schien Leni ihrem Vater nichts zu {46}sagen zu haben. Paula tat nichts dagegen. Sollte er spüren, wie schnell die Entfremdung voranschritt, wie unwichtig er war.

Anfangs halfen ihre Eltern. Sie nahmen Leni übers Wochenende mit nach Naumburg, machten Ausflüge in den Zoo, Kurzreisen ins Erzgebirge und die Sächsische Schweiz. Paulas Mutter tat, was getan werden musste, und sie tat es auf die gleiche Weise, mit der sie schon Paula und ihre Brüder großgezogen hatte. Pflichtbewusst, klaglos, ohne sichtbare innere Anteilnahme. Der Vater begegnete ihr in freundlicher Hilflosigkeit.

Der Bruch geschah zu Ostern, knapp zwei Jahre nach Johannas Tod.

Auf dem Weg nach Naumburg peitschte der Wind Schneeregen gegen die Fenster des Zuges, und auf der Autofahrt vom Bahnhof zum Haus ihrer Eltern sah Paula den Dom in dichtes Schneegestöber gehüllt. Kurz bevor sie ihr Ziel erreichten, sagte ihr Vater, sie solle sich nicht erschrecken, es gebe noch andere Gäste.

Im Wohnzimmer auf dem Teppich saßen zwei Mädchen mit langen schwarzen Zöpfen. Sie sprachen arabisch und spielten mit Paulas alten Puppen. Der Fernseher lief, und ein Mann und eine Frau mit Kopftuch saßen kerzengerade auf dem Sofa und starrten auf den Bildschirm. Am Esstisch saß ein Teenager. Vor ihm lag eine aufgeschlagene Fibel, in die er angestrengt blickte.

Der Vater verschwand in seinem Lehnssessel hinter dem Rücken eines Buchs.

Schon früher hatte sich Paulas Mutter engagiert. In jeder {47}freien Minute war sie dem Pfarrer zur Seite gestanden, hatte im Kirchenchor gesungen und im Altenheim Trost gespendet. Während Paula und ihre Brüder sich zu Hause bekriegten, hatte sie keine Gelegenheit versäumt, sich um die Sorgen anderer zu kümmern.

Paula hatte nichts gegen die fremden Menschen aus Irak und Afghanistan. Auch das Essen schmeckte. Statt des traditionellen Bratens gab es Hummus und gebackene Auberginen, Joghurtsauce mit Knoblauch, Couscous und Klößchen aus Lammfleisch.

Sie saßen alle zusammen am Tisch. Das Zimmer war überheizt, der Kachelofen glühte,

und draußen fiel Schnee.

Paula!, sagte ihre Mutter plötzlich. *Dein Schicksal ist nicht einzigartig. Diese Menschen, und dabei breitete sie die Arme aus, haben Entsetzliches erlebt. Ich empfehle dir, dich ebenfalls zu engagieren, und du wirst sehen, wie schnell es dir bessergeht.*

Paula schaute in die Gesichter der irakischen Frau und der Mädchen, sie sah in die Augen des afghanischen Jungen, der sofort den Blick senkte, sie fixierte den Mann, der tat, als bemerke er es nicht.

Und sie stand auf, nahm Leni bei der Hand und ging.

Der Vater wollte sich erheben, doch ein Blick der Mutter ließ ihn in der Bewegung innehalten.

*

Paula kam zurecht.

Sie stand auf, putzte sich die Zähne, machte das Frühstück, malte sich die Lippen rot, ging zur Arbeit und verkaufte Bücher. Am Nachmittag half sie Leni bei den Hausaufgaben, brachte sie zu Freunden und zum Flötenunterricht, las ihr am Abend vor und ging kurz danach selbst ins Bett. Sie stand wieder auf, putzte sich die Zähne, machte das Frühstück und malte sich die Lippen rot, ging zur Arbeit und verkaufte Bücher. Sie lernte, das Weinen zu steuern, und tat es niemals vor dem Kind. Sie lud regelmäßig Gäste ein, damit Leben ins Haus kam. Den Haushalt hielt sie in Ordnung, die Kleider gebügelt, und die Pflanzen auf dem Balkon wuchsen und gediehen.

Am Abend saß sie wie ausgeschaltet am Esstisch, den Blick auf die Maserung des Holzes gerichtet.

Von den Freunden blieben nur wenige. Als um sie herum Ehen geschlossen, Kinder gezeugt, Häuser gebaut wurden, konnte sie sich nicht freuen am Glück der anderen. Erträglich war ihr lediglich Judith. Doch auch sie begriff nicht, was es hieß, ein Kind verloren zu haben. Ein nie geborenes Kind war weniger schmerzhaft als ein totes.

Paula fiel aus den üblichen Bezügen. Der Tod ihres Babys entfernte sie vom Durchschnitt. Ihr Schmerz blieb ungeteilt. Es war wie ein nachwachsender Kuchen, von dem sie aß und aß, ohne dass er je kleiner wurde. An ihrem Leid mussten sich alle messen lassen. Kaum jemand bestand. Was hieß es schon, ein paar Nächte nicht geschlafen zu haben, weil das Kleinkind zahnte? Es war am Leben. Jegliches Klagen verbot sich.

Niemand konnte mit dem Tod mithalten. Er war in jedem Fall größer.

{49}Paula fing an, Ludger zu vermissen.

Nun war er lang genug weg, um ihn anders zu sehen. Fehler wurden blass, Schönes trat deutlich hervor. Sein jugenhaftes Lächeln, sein Blick von schräg unten, der Schutz in seinen Armen. Niemand schützte sie. Niemand fragte, wie ihr Tag gewesen war. Niemand kaufte ein. Niemand lag nachts neben ihr. Es gab niemanden, auf den sie sich beziehen konnte.

Neidisch schaute sie auf die anderen. Unter dem Druck äußerer Umstände rückte sie Ludger wieder näher. Selbst die Verlässlichkeit einer schlechten Ehe war immer noch Verlässlichkeit.

Einerseits fieberte sie Ludgers Anrufen für Leni entgegen, andererseits fürchtete sie sich davor. Wenn freitagabends das Telefon klingelte, klopfte ihr Herz so stark, dass das Atmen schwer wurde. Ein falsches Wort von ihm würde ihrer Sehnsucht ein Ende setzen. Aber die Sehnsucht war das lebendigste Gefühl seit langem. Den ganzen Tag lang ging sie in Gedanken die Worte durch, die sie ihm sagen wollte. Selbst während der Arbeit feilte sie an Formulierungen und wurde gelegentlich von den Kollegen darauf aufmerksam gemacht, wenn sie murmelnd vor Bücherwänden stand und die Kunden tuschelten.

In ihrer Vorstellung bewirkten ihre Worte seine Rückkehr. Er würde sich entschuldigen. Alles heilen, was sie noch immer verletzte. Den Vorwurf *Du bist schuld am Tod unseres Kindes* würde er zurücknehmen, und es wäre dann, als habe er es nie gesagt. Doch sobald sie seine Stimme vernahm, versagte sie.

Hallo, hier ist Ludger, kannst du mir bitte Leni geben?, ^{50}waren stets seine Worte. Und dann legte sie den Hörer neben das Telefon und rief nach Leni.

Das Gespräch, das der Sehnsucht ein Ende setzte, fand an einem Sonntagabend statt. Sonntags blieb Paula am liebsten drinnen. Nur die Spielplatzbesuche mit Leni zwangen sie hinaus. Dann saß sie abseits von den anderen, mit einer großen Sonnenbrille auch an dunklen Tagen, und schaute auf die Szenerie. Ganze Menschentrauben scharten sich um einzelne Kinder, die meisten Kleinen waren von beiden Eltern begleitet, einige wenige von einzelnen Müttern oder Vätern. Die Wucht familiärer Bindung lag in der Luft, und manchmal stellte sich Paula vor, wie sie alle nacheinander erschoss.

Auch an jenem Tag saß sie ganze zwei Stunden allein auf einer Bank am Rand des Spielplatzes. Während Leni am Klettergerüst Hüftaufschwung übte, las Paula Tolstois *Auferstehung*. Zurück in der Wohnung erlaubte sie Leni, ganze vier Folgen *Heidi* zu schauen, schloss sich im Badezimmer ein und legte sich flach auf den Boden. Nichts war erschöpfender als das Aufrechterhalten einer Fassade, unter der sich nichts Stützendes befand.

Später kochte sie Spaghetti Carbonara und trank ein Glas Rotwein dazu. Während des Essens klingelte das Telefon.

Ich muss mit dir sprechen, sagte Ludger.

Sie hieß Filippa. Er kannte sie seit über einem Jahr.

*

^{51}Die Krankheit erschien ihr wie eine logische Folge.

Als sie in der Klinik erwachte, die Flexüle auf ihrem Handrücken sah, den Infusionsständer neben dem Bett, da glaubte sie noch, ihr Zustand habe mit einer Lungenentzündung zu tun.

Sie erinnerte sich: Ihr Hausarzt hatte sie abgehört, die Lungenentzündung als Verdacht geäußert und sie gebeten, umgehend in die nächste radiologische Praxis zum Röntgen zu fahren. Sie hatte versucht, sich einzuprägen, was er sagte, während sie sich wunderte, wie lange sie für das Zuknöpfen der Blusenknöpfe brauchte, für das Anziehen ihrer Strickjacke und das Umlegen ihres Tuchs. Vorn am Tresen hatte sie gestanden, als die Schwester ihr den Überweisungsschein reichte. Sie hatte ihn genommen und mitten in der Bewegung innegehalten. Kalter Schweiß war ihr am ganzen Körper ausgetreten, dann war es schwarz um sie geworden.

Sie war allein im Zimmer. Die Tür stand einen Spalt weit offen, draußen waren Schritte zu hören und das Geräusch eines rollenden Bettes. Sie versuchte, die Decke wegzuschieben. Doch es ging nicht. Sie war zu schwach. Sie war zu schwach, eine Decke zu bewegen, zu schwach, die Hand zu heben, zu schwach zum Sprechen. Minutenlang zitterte sie und weinte. Dann ging die Tür auf, und ein Arzt samt Entourage kam herein.

Als die Visite weitergezogen war, ordnete sie die Gedanken.

Leni war bei Judith. Es ging ihr gut.

Alles andere ergab endlich Sinn – die merkwürdigen Veränderungen der letzten Monate, Judiths besorgte Blicke und ihr eindringliches Bestehen auf diversen Tests.

^{52}Paula hatte sich geweigert und Judith auf Abstand gehalten.

Die Kollegen hatten schließlich bemerkt, wie braun sie geworden war. Ihr selbst war es natürlich ebenfalls aufgefallen. An den Händen hatte sie es zuerst gesehen. Nur die oberen Fingerglieder waren hell geblieben. Im Gesicht erschien die Färbung fleckig. Sie breitete sich von der Nase ausgehend über Wangen und Stirn aus.

Unternommen hatte sie dennoch nichts. Was immer es war, es war ihr egal. Und als sie matter und matter wurde, schob sie es auf die Trauer. Und als sie nicht mehr arbeiten konnte, dachte sie an Depression. Und als ein Infekt den nächsten ablöste, glaubte sie, dass ihr Körper das Leben ablehnte.

In gewisser Weise hatte sie recht.

Die Addison-Krise hätte sie beinahe das Leben gekostet. Zu dem Zusammenbruch beim Hausarzt kam es durch einen rapide absinkenden Hormonspiegel. Zwei Tage hatte sie im Koma gelegen. Ihre Nebennierenrinde produzierte praktisch kein Kortisol mehr. Jeder Infekt war potentiell tödlich geworden. Nie war sie der Erlösung näher gewesen.

*

Als Ludger zurückkehrte, war Johannas Tod schon um ein Vielfaches älter als ihr Leben. Einundvierzig Monate Tod standen acht Monaten Leben gegenüber. In eine Waagschale geworfen, würde der Tod das bisschen Leben in die Luft katapultieren.

Als er an einem außergewöhnlich kalten Dezembertag ^{53}mit Filippa kam, um Leni abzuholen, sah Paula mit stumpfem Blick in das freundlich runde Gesicht der fremden Frau, auf ihr unordentliches blondes Haar, das beerenfarbene kurze Kleid, auf ihre groben Wanderschuhe und die wollenen Strumpfhosen, den riesigen, bunten, selbstgestrickten